

CORINA BOMANN

SOPHIA'S
TRIUMPH

Die Farben
der Schönheit



BRUNNEN

Mutig und voller Hoffnung – Sophia geht gestärkt in ihre Zukunft.

Sophia Krohn verliert in jungen Jahren alles: ihr Elternhaus, ihre Heimat, den Glauben an die Liebe. Sie kämpft sich durch harte Lehrjahre, erlebt Pariser Eleganz und die glitzernde Welt der New Yorker Kosmetik-Königinnen Helena Rubinstein und Elizabeth Arden. Sie lernt, was wahre Schönheit ist. Und wie sie die Liebe und ihr Glück festhalten kann.

CORINA BOMANN ist in einem kleinen Dorf in Mecklenburg-Vorpommern aufgewachsen und hat schon immer geschrieben. Mittlerweile ist sie eine der erfolgreichsten deutschen Autorinnen. Immer wieder begeistert sie ihre Leserinnen mit großen dramatischen Romanen und Heldinnen, die etwas Besonderes erreichen. Ihre Romane werden in zahlreiche Sprachen übersetzt und sind internationale Bestseller. Sie wohnt in Berlin.

Von Corina Bomann sind in unserem Hause bereits erschienen:

Die Schmetterlingsinsel · Der Mondscheinergarten
Die Jasminschwwestern · Ein Zimmer über dem Meer
Die Sturmrose · Das Mohnblütenjahr · Sturmherz
Agnetas Erbe. Die Frauen vom Löwenhof 1
Mathildas Geheimnis. Die Frauen vom Löwenhof 2
Solveigs Versprechen. Die Frauen vom Löwenhof 3
Sophias Hoffnung. Farben der Schönheit 1
Sophias Träume. Farben der Schönheit 2
Sophias Triumph. Farben der Schönheit 3
Ein zauberhafter Sommer

Eine wundersame Weihnachtsreise · Winterblüte · Winterengel

CORINA BOMANN

SOPHIAS
TRIUMPH

Die Farben
der Schönheit

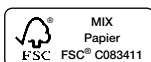
Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage November 2021

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2020 / Ullstein Paperback

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München,
nach einer Vorlage von bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: Trevillion Images / © Nikaa (Frau),

© www.buerosued.de (Ornamente, Hintergrund)

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Quadraat Pro

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06501-4

I. Kapitel

Juli 1934

Das Ticken der Uhr machte mich schläfrig. In diesem reizlosen weiß gestrichenen Raum, wo es außer ein paar braunen Sitzbänken keine weiteren Möbel gab, war ich die einzige Wartende. Gelangweilt spielte ich mit der alten Münze, die Darren mir bei einem unserer ersten Ausflüge geschenkt hatte und die ich an einer Silberkette bei mir trug. Als ich das Metall an meiner Haut spürte, dachte ich zurück an die Insel, die einmal die Heimat eines Piratenkapitäns gewesen war, und sehnte mich nach dem Duft der Meeresbrise und den Rufen der Möwen.

Doch hier im Hospital gab es nur den Geruch von Desinfektionsmitteln, ferne Schritte und das zeitweilige Klappen von Türen.

Mein Blick wanderte durch den Raum.

Die Zeitung auf der Bank neben dem Fenster war von gestern. Die Artikel darin waren mir vertraut, denn Darren hatte das Blatt abonniert. An einer der Wände hing ein kleines Bild, das ein Segelboot zeigte. Ich hatte es in den vergangenen Tagen so oft angeschaut, dass ich jeden Pinselstrich auswendig kannte.

Schließlich blickte ich zum Fenster. Ein Regenschauer hatte

den Staub an den Scheiben in dunkle Schlieren verwandelt. Gerade versuchte das Sonnenlicht, sich seine Bahn durch die Wolkenberge zu brechen.

Ich hatte schon hübschere Dinge durch ein Krankenhausfenster gesehen. Das Bettenhaus gegenüber wirkte grau und deprimierend. Große Fetzen Farbe waren von der Fassade abgeblättert. Die Feuerleiter, die es hier an fast jedem höheren Gebäude gab, war rostig.

In Paris hatte es immerhin einen Garten gegeben, der um diese Jahreszeit in voller Blüte stand. Jeden Tag, an dem ich hier saß, dachte ich mindestens einmal an das Hôpital Lariboisière, wahrscheinlich, weil Henny mich dort besucht hatte.

Nie hätte ich mir träumen lassen, dass sich unsere Lage einmal umkehren würde. Henny war immer die Starke gewesen, die sich in allen Situationen zurechtfinden konnte. Sie hatte in Paris sofort Erfolg gehabt, hatte einen Geliebten gefunden und war aufgestiegen, während ich die arme Kirchenmaus war, die froh sein konnte, dass ihre Freundin sie unterstützte.

Nun lag sie schon seit fast zwei Wochen hier, eine verarmte, kranke Frau, fern ihrer Heimat, die im Flur vor Darrens Wohnung zusammengebrochen war.

Wie leicht hätte ich damals an ihrer Stelle sein können, damals, als mein Vater sich von mir losgesagt hatte. Wäre Henny nicht gewesen, hätte sie mich nicht bei sich in ihrer Berliner Wohnung aufgenommen, wäre ich möglicherweise irgendwo elend gestorben. Nun war es an mir, ihr zu helfen.

»Miss Krohn?«, riss mich eine Stimme aus meinen Gedanken. Sie klang dunkel und beruhigend, genau das Richtige, um Patienten die Angst zu nehmen.

Langsam wandte ich mich zu der weiß gekleideten Gestalt um, die im Türrahmen stand. »Ja, Herr Doktor?« Er hatte mir bei unserem ersten Zusammentreffen seinen Namen genannt, aber der war mir entfallen.

»Ihre Freundin ist jetzt wach. Wenn Sie möchten, können Sie gern zu ihr.«

»Vielen Dank.«

Ich erhob mich und griff nach meiner Handtasche. In meinem blauen Kostüm mit den dazu passenden Pumps wirkte ich wie eine Geschäftsfrau. Während meiner Besuche hatte ich festgestellt, dass ich zuvorkommender behandelt wurde, wenn ich förmlich gekleidet war.

Ich schloss mich dem Arzt an und verließ den Warteraum.

Higgins, fiel es mir ein, als wir die Stationstür durchquerten. Der Mann, dem ich folgte, hieß Dr. Higgins. Er hatte Dr. Miller abgelöst und war seit Anfang dieser Woche für Henny verantwortlich. Sein hellblonder Haarschopf war dicht und gepflegt, doch die dunklen Ringe unter seinen blauen Augen erzählten von der Mühsal seiner Arbeit, den langen Stunden an irgendwelchen Krankenbetten, den Begegnungen mit verzweifelten Patienten und deren Angehörigen.

Vor der Tür von Hennys Zimmer machten wir halt. Sie hatte Glück gehabt, in einem Zweibettzimmer untergebracht zu werden. Dieses war eigentlich nur besser situierten Patientinnen vorbehalten. Doch ihre Krankheit verlangte eine gewisse Isolierung, außerdem waren die Krankensäle vollständig belegt.

»Sie werden sich freuen zu hören, dass es Ihrer Freundin wieder etwas besser geht«, sagte Dr. Higgins. »Die Lungenentzündung zieht sich glücklicherweise weiter zurück. Zunehmende Sorgen macht uns allerdings die Opiumsucht. Wir dürfen ihr wegen der Lunge kein medizinisches Opiat geben, sonst würde die Gefahr bestehen, dass sie einen Atemstillstand erleidet. Allerdings kommt es als Folge des Entzugs immer wieder zu Angstzuständen und starken Schweißausbrüchen.«

Ich startete den Arzt an. »Wie wird es denn weitergehen?«, fragte ich. »Ich meine, sie muss doch von dem Zeug weg, nicht wahr?«

»Natürlich muss sie das.« Eine Sorgenfalte zeigte sich auf der Stirn des Arztes. Er schien kurz mit sich zu ringen, dann antwortete er: »Es wird nicht ganz einfach werden. Opiate wirken auf das Gehirn. Angst, Wahnvorstellungen und Depressionen sind denkbar. Jetzt geben wir ihr Beruhigungsmittel, deshalb sind die Symptome nicht ganz so stark ausgeprägt. Sie sollte den Entzug unbedingt unter ärztlicher Aufsicht durchführen. Besser noch in einer Klinik. Es gibt Sanatorien, die speziell darauf ausgerichtet sind, Sucht zu bekämpfen. Ich könnte Ihnen einige Adressen geben. Allerdings ist der Aufenthalt dort nicht ganz billig.«

Ein Schauer durchzog mich. Und gleichzeitig auch Wut auf Jouelle. Hätte er sie nicht mit dem Opium in Berührung gebracht ...

»Das wäre sehr freundlich von Ihnen«, gab ich zurück und verdrängte schnell den Gedanken. Über Hennys Geliebten und die Kosten für ihre Genesung konnte ich mir später noch Sorgen machen. »Danke.«

»Okay, dann werde ich sehen, was ich tun kann. Ansonsten sehen wir uns morgen, nehme ich an?«

Ich nickte. »Ja, wir sehen uns morgen. Vielen Dank, Dr. Higgins.«

Der Arzt lächelte mir zu, wandte sich um und verschwand mit wehendem Kittel im Gang.

Ich atmete tief durch, zog ein kleines buntes Tuch aus der Tasche und band es mir, wie es eine Krankenschwester mir geraten hatte, vors Gesicht. Dann klopfte ich.

Ich wusste, dass Henny nur flüsternd antworten konnte, also wartete ich einen Atemzug und drückte die Klinke hinunter.

An den Geruch der Desinfektionsmittel hatte ich mich bereits gewöhnt, doch der Minzduft überraschte mich jedes Mal ein wenig. Die Schwestern tropften etwas japanisches Minzöl

auf Tücher, die sie neben Hennys Kopf legten. Das sollte ihr helfen, etwas besser durchzuatmen.

Mich führte der Duft gedanklich sofort in die Fabrik von Madame Rubinstein zurück, an die langen Tische, an denen ich mit den anderen Frauen Kräuter zupfte und auslas. Seltsamerweise war mir das im Moment besser in Erinnerung als meine Zeit bei Miss Arden. Dass die Schönheitsfarm, die ich aufgebaut hatte, jetzt ohne mich lief, verletzte mich doch ziemlich, sodass ich es vermied, daran zu denken.

»Hallo, Henny, wie geht es dir?«, fragte ich, während ich näher an sie herantrat. Nachdem ihre Nachbarin ausgezogen war, hatte man Hennys Bett ans Fenster geschoben. Die Aussicht war nicht besonders reizvoll, aber sie konnte wenigstens den Himmel sehen.

Unter der Bettdecke wirkte meine Freundin zart und verletzlich. Ihre Wangen waren bleich, ihre Lippen rau, und ihre Augen wurden von rötlich blauen Ringen umgeben. Die Sucht hatte ihren Körper schon vor der Reise hierher ausgezehrt. Es war den Ärzten ebenso wie mir ein Rätsel gewesen, wie sie die Überfahrt überstehen konnte.

Immerhin war der fiebrige Glanz aus ihren Augen verschwunden.

Als sie mich sah, lächelte Henny. »Sophia«, brachte sie krächzend hervor. »Mir geht es furchtbar. Aber ich lebe noch, wie du siehst.«

Sie lachte auf und begann sogleich zu husten. Zitternd angelte sie ein Tuch vom Nachttisch und presste es sich vors Gesicht.

Ich trat vom Bett zurück, wie immer mit einem hilflosen Gefühl. Wie ich gelernt hatte, blieb mir nichts anderes übrig, als abzuwarten, bis der Anfall vorüber war. Mir zerriss es das Herz, sie so zu sehen. Früher hatte sie vor Lebensfreude gesprüht, doch nun war die strahlende junge Frau kaum noch zu

erkennen. Am liebsten hätte ich sie in die Arme gezogen, aber die Ärzte hatten mir von Umarmungen abgeraten.

Nach einer Weile beruhigte sie sich wieder und lehnte sich erschöpft zurück. Ich zog mir einen Stuhl heran, blieb aber auf Abstand.

»Weißt du noch, damals, als diese Spanische Grippe in der Stadt war?«, keuchte sie und ließ das Tuch langsam wieder sinken. »Das muss genauso gewesen sein.«

»Es ist keine Grippe, die du hast«, gab ich zurück. »Außerdem meinte Dr. Miller, dass man nach einer Weile nicht mehr ansteckend ist. Und ich habe ja etwas vor dem Gesicht.«

Damals, als die Seuche in Berlin grassierte, ließen uns unsere Mütter auch nur mit einem vorgebundenen Tuch aus dem Haus. Wir hörten die Nachbarinnen davon reden, dass wieder diese oder jene Familie betroffen sei, und draußen sahen wir, wie Leute mit Tüchern in die Straßenbahnen einstiegen. Unsere Lehrer sprachen in der Schule davon, und ab und zu belauschte ich meine Eltern dabei, wie sie sich über die Gestorbenen unterhielten.

»Ich will nicht, dass du krank wirst«, sagte Henny.

»Das werde ich nicht, versprochen.«

Einen Moment lang schwiegen wir. Ich beobachtete, wie Henny versuchte, ihre Kräfte zu sammeln. »Hast du mal wieder etwas von deinen Eltern gehört?«, wollte sie dann wissen.

Überrascht von ihren Worten, schwieg ich. Ich hatte ihr nichts von dem erzählt, was geschehen war. Und mir selbst fiel es nicht leicht, an Mutter zu denken. Ihr Tod lag nicht lange zurück. Die Wunden, die der Verlust geschlagen hatte, schmerzten noch immer.

Doch belügen wollte ich Henny auch nicht.

»Meine Mutter ist im Frühjahr gestorben«, gab ich zurück. »Ich hätte es nicht erfahren, wenn sich unser Notar nicht bei mir gemeldet hätte.«

Henny zog die Augenbrauen hoch. Bevor sie fragen konnte, fuhr ich fort: »Vater hatte es nicht für nötig gehalten, mich zu informieren. Auch nicht davon, dass sie beide nach Zehlendorf umgezogen sind. Die ganze Geschichte erzähle ich dir, wenn du wieder mehr bei Kräften bist. Mutter hat mir eine kleine Erbschaft hinterlassen. Und einige Briefe. Jene Briefe, die sie mir wegen meines Vaters nicht schicken konnte.«

Henny presste die Lippen zusammen. Ich sah, wie sie mit einem weiteren Hustenanfall rang. Doch dieser blieb glücklicherweise aus.

»Was ist mit deinen Eltern?«, fragte ich. »Bist du mit ihnen in Kontakt geblieben?«

Henny senkte den Blick und schüttelte den Kopf. »Nein. Sie ... sie hätten es nicht verstanden.«

»Was hätten sie nicht verstanden?«, fragte ich. »Sie wussten doch, dass du Tänzerin bist.« Der Zusatz, dass sie sich vielleicht auch über die Verlobung gefreut hätten, blieb mir im Hals stecken. Jouelle anzusprechen fühlte sich an, wie die Lunte eines Pulverfasses anzuzünden. Ich wollte warten, bis Henny mit diesem Thema anfang.

»Ich habe ihnen nicht mehr geschrieben.« Sie wandte den Kopf zur Seite und blickte aus dem Fenster.

Ich sah ein, dass es besser war, nicht weiter daran zu rühren. Bisher waren die Gespräche mit Henny den Umständen entsprechend leicht gewesen, wir hatten schwierige Themen vermieden. Dass sie auf meine Eltern kam, war vielleicht ein Zeichen dafür, dass es ihr besser ging. Aber ich ahnte auch, dass dann noch weitere Dinge aufbrechen konnten.

Eine ganze Weile schwiegen wir, während Hennys Blick auf die vorbeiziehenden Wolken gerichtet blieb. Sollte ich sie vielleicht lieber allein lassen?

»Ich wünschte, wir wären nie nach Paris gegangen«, sagte sie plötzlich. Eine Träne lief über ihre Wange, ihre Miene wurde

hart. »All das wäre nicht passiert, wenn wir nicht dorthin gegangen wären.«

Eine Antwort darauf zu geben fiel mir schwer. Wenn ich mich betrachtete, hatte Paris mir großes Unglück gebracht, doch mir war durch die Begegnung mit Madame Rubinstein auch vergönnt gewesen, ein neues Leben anzufangen. Das Leben, das ich jetzt führte.

»Vielleicht«, antwortete ich. »Aber daran solltest du jetzt nicht denken. Du bist hier, bei mir. Und du wirst wieder gesund, das verspreche ich dir.«

Tränen traten in ihre Augen. »Ich bin schlecht zu dir gewesen. Ich hätte auf dich hören sollen ...«

Mehr denn je wünschte ich mir, dass ich sie umarmen könnte. Fast war ich versucht, es zu tun, da klopfte es, und wenig später erschien eine junge Frau in Schwestertracht. Es war die Schwester, die Deutsch sprach.

»Es wird Zeit für Ihre Medikamente«, sagte sie mit leichtem Akzent und reichte Henny ein paar Tabletten und ein Glas Wasser. Zitternd beförderte Henny die Medikamente hinunter.

»Denken Sie bitte daran, dass Fräulein Wegstein sich noch schonen muss«, sprach die Schwester mich an.

Ich hätte beinahe angemerkt, dass ich erst zehn Minuten da war, doch ich nickte. »Ich habe die Zeit im Blick.«

Die Schwester lächelte mir zu und verschwand wieder.

Henny schaute erneut aus dem Fenster. Ich hatte Angst, sie nach ihren Gedanken zu fragen.

2. Kapitel

Zu Hause angekommen, schloss ich die Tür zu unserer Wohnung auf und trat ein.

Kaffeeduft, der noch vom Frühstück in der Luft schwebte, vertrieb ein wenig die Anspannung, die ich aus dem Hospital mitgebracht hatte.

Für einen Moment blieb ich einfach nur stehen und lauschte der Stille des Apartments. Glücklicherweise hatten wir keine tickenden Uhren an den Wänden und auch sonst nichts, was an das Krankenhaus erinnerte.

Der Besuch bei Henny war unerwartet intensiv gewesen. Auf dem Rückweg war mir klar geworden, dass wir das, was geschehen war, nicht einfach abschütteln konnten. Wir mussten es aufarbeiten, Schritt für Schritt. Wenn Henny wieder genesen war und das Gift aus ihren Adern herausgeschwemmt, würden wir von vorn anfangen.

Ich schälte mich aus meiner Kostümjacke und hängte sie an den Kleiderständer.

Darren war heute bei einer Besprechung mit seinem neuen Auftraggeber. Wie gern hätte ich mich jetzt von ihm in den Arm nehmen lassen!

Als ich die Küche betrat, entdeckte ich einen Umschlag auf

dem Küchentisch. Darren musste ihn dorthin gelegt haben, bevor er gegangen war.

Ich hielt es zunächst für Material, das er für seine Arbeit erhalten hatte, doch dann sah ich, dass er an mich adressiert war.

Ich erwartete eigentlich keine Post. Nach Hennys Ankunft hier hatte ich Monsieur Martin, dem Detektiv aus Paris, auf seinen Brief geantwortet. Eine Reaktion von ihm würde sicher noch dauern. Außerdem würde sie nicht in einem derart dicken Brief kommen.

Der Absender war das City College of New York. Irritiert hob ich den Umschlag an und merkte erst jetzt, wie schwer er war. Was hatte das zu bedeuten?

Mit pochendem Herzen riss ich ihn auf und zog wenig später einen Brief sowie ein paar Broschüren hervor. Eine von ihnen war ein Verzeichnis der Studienrichtungen.

Ich legte sie auf den Küchentisch und griff nach dem Anschreiben.

Sehr geehrte Miss Krohn,

vielen Dank für Ihr Interesse an unserem College. Anbei fügen wir wie gewünscht einige Broschüren mit Informationen über unsere Einrichtung bei. Scheuen Sie sich nicht, sich bei uns zu melden, falls Fragen auftreten.

In der Hoffnung, Sie bald bei uns begrüßen zu dürfen, verbleiben wir mit den besten Grüßen!

Ich ließ mich auf den Küchenstuhl sinken.

Darren. Wer sonst sollte für mich bei einem College nachfragen? Der Traum, mein Studium zu beenden, war in den vergangenen Tagen immer stärker geworden. Ich hatte mit Darren darüber gesprochen, jedoch nicht damit gerechnet, dass er bei einer Universität anfragen würde.

Mein Herz begann wild zu hämmern. Was, wenn ich es wirklich täte?

Dann konnte mich jemand wie Miss Arden nicht mehr so einfach in andere Abteilungen stecken. Mit einem Diplom würde ich in dem Bereich arbeiten können, der mir am Herzen lag.

Mit vor Aufregung eiskalten Fingern schlug ich die erste Broschüre auf. Schon nach wenigen Augenblicken verlor ich mich in dem Foto des Campus. Wie gut konnte ich mir vorstellen, dort entlangzugehen, auf dem Weg zu einer Vorlesung ... Sollte ich es wirklich wagen? Jetzt merkte ich erst, wie sehr alles in mir danach schrie, wieder in einem Hörsaal zu sitzen, wieder an einem Labortisch zu arbeiten. Wieder den Worten eines Professors zu lauschen. Ich begann zu blättern und erlaubte mir für einen Moment zu träumen.

Als Darren von der Arbeit heimkam, hatte ich den Großteil der Broschüren bereits durchgelesen. Die Liste der Fachrichtungen war beeindruckend. Am meisten freute mich natürlich, dass es eine Fakultät für Chemie gab. Außerdem stimmte es mich hoffnungsvoll, dass sich dort auch viele Studentinnen eingeschrieben. Die Zeiten schienen sich sehr geändert zu haben, seit ich mich an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin eingeschrieben hatte.

Als ich hörte, wie er die Schlüssel auf die Kommode legte, erhob ich mich.

»Hallo, Schatz«, begrüßte ich ihn, schlang meine Arme um seinen Hals und küsste ihn.

»Das ist ja mal eine Begrüßung!«, sagte er. »Wie geht es deiner Freundin?«

»Besser«, gab ich zurück. »Aber es war diesmal irgendwie anstrengender.«

»Wollte sie sich wieder mit dir streiten? Das würde ich als gutes Zeichen werten.«

»Nein«, entgegnete ich und schilderte ihm kurz, wie der Besuch verlaufen war. Dann schloss ich mit den Worten: »Ich fürchte, da wird noch eine harte Zeit auf uns zukommen. Nicht nur wegen des Entzuges. Es gibt so viele Dinge, über die wir nie geredet haben ...«

»Ihr beide werdet es hinkriegen«, sagte er und küsste meine Schläfe. »Sie muss erst einmal gesund werden.«

»Das sage ich mir auch.« Ich seufzte schwer und schmiegte mich noch eine Weile an ihn.

»Hast du die Unterlagen gefunden?«, fragte er schließlich, als ich mich aus seiner Umarmung löste.

»Ja, wengleich ich nicht weiß, welche gute Fee sie mir geschickt hat.«

Darren lächelte und strich mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »Ich dachte mir, dass du vielleicht ein wenig Inspiration brauchen könntest. Jetzt, wo du frei wie ein Vogel bist, könntest du es doch noch mal mit einem Studium versuchen. Also habe ich ein paar Broschüren bei den Colleges angefordert, die Chemie als Studiengang anbieten.«

»Colleges?«, fragte ich verwundert. »Du hast gleich mehrere angeschrieben?«

»Nur die, die in der Nähe liegen und erschwinglich sind. Aber wenn du möchtest, besorge ich dir auch Unterlagen der Yale University. New Haven ist nicht allzu weit von New York entfernt.«

»Schon allein der Name klingt teuer. Wahrscheinlich studieren dort Leute wie die Vanderbilts.« Ich schüttelte den Kopf. »Das City College sieht gar nicht mal so schlecht aus. Vorausgesetzt, dass es nicht zu viel kostet.«

»Es ist ein staatliches College. Die Preise dürften geringer sein.«

Ich spürte, wie sich meine anfängliche Begeisterung langsam dämpfte. Ich hatte nicht daran gedacht, dass man für ein Studium Geld brauchte. Eine ganze Menge Geld.

In Berlin war mein Vater für meine Ausbildung aufgekommen. Hier musste ich die Kosten selbst tragen. Auch wenn wir bald heiraten würden, konnte ich nicht verlangen, dass Darren es tat.

»Aber bevor ich mich irgendwo einschreibe, sollte ich mir wohl einen Job suchen«, sprach ich meinen nächsten Gedanken laut aus.

Darrens Miene wurde ernst. Ich spürte, dass er etwas Aufmunterndes sagen wollte, aber genauso wie mich schien auch ihn jetzt die Realität einzuholen.

»Außerdem wird Henny wohl in ein Sanatorium gehen müssen wegen ihrer Sucht.« Ich senkte den Kopf. Das gute Gefühl, das ich vorhin beim Durchblättern gehabt hatte, zog sich immer mehr zurück.

Darren legte sanft seine Arme um meine Schultern. »Es wird sich alles finden, davon bin ich überzeugt. Ich werde dir so gut helfen, wie ich kann.«

»Aber ich kann nicht zulassen, dass alles auf deinen Schultern lastet.«

»Das tut es doch nicht«, gab er zurück. »Und schau, ich verdiene recht gut bei dem Lebensmittelhersteller. Das Treffen lief hervorragend. Möglicherweise melden sich noch andere Firmen bei mir. Ehe du dich versiehst, mache ich Werbung für Kellogg's!«

»Trotzdem bleibt es ein Risiko.«

Darren zog mich an sich. »Für dich bin ich bereit, jedes Risiko einzugehen.«

3. Kapitel

Der Gedanke an das Studium und die Bilder vom Campus des City College hielten mich einen Großteil der Nacht wach. Das Verlangen, wieder zu studieren, zerrte wie ein Sturm an mir. Fast schon verzweifelt ging ich unsere Möglichkeiten durch. Ich hatte noch Ersparnisse, doch wie lange würden die reichen, wenn ich nichts dazuverdiente? So ein Studium dauerte ja nicht nur ein paar Monate.

Die Wirtschaftslage hatte sich nicht wesentlich gebessert, aber vielleicht konnte ich in irgendeinem Kosmetiksalon anfangen?

Es gab viele Unternehmerinnen, die auf den Zug aufgesprungen waren, den Madame Rubinstein und Miss Arden in Bewegung gesetzt hatten. Doch kaum eine war so erfolgreich wie die beiden. Und die Arbeitszeiten verboten ein Studium. Wenn ich nur stundenweise arbeitete, verdiente ich bei einem kleinen Unternehmen nicht genug.

Ein weiterer Gedanke kam mir. Was, wenn ich wieder bei Helena Rubinstein vorsprach? Zu Miss Arden zurückzukehren war ein Ding der Unmöglichkeit. Aber Madame hatte mir bei unserem letzten Treffen zu erkennen gegeben, dass ich wieder bei ihr anfangen konnte. Ja, sie hatte sogar wortwörtlich ge-

sagt, dass sie sich freuen würde und wiedergutmachen wolle, dass mir von den Anwälten der Lehman-Brothers gekündigt worden war.

Doch das war jetzt einige Jahre her.

Außerdem, wie sollte meine Arbeit dort aussehen? Die Stelle in Rom, die sie mir angeboten hatte, war mittlerweile sicher besetzt. Und Paris ...

Ich wagte nicht mehr zu hoffen.

Obendrein erinnerte ich mich noch gut an die Zeit, in der ich mit meiner Kollegin Ray eine neue Produktlinie entwickelt hatte. Wir waren kaum zum Schlafen gekommen. Wie sollte ich nebenbei studieren?

Wenn, dann würde ich nur halbtags für Madame arbeiten können. Aber würde sie das tolerieren?

Ich wusste, dass es für sie keine Rolle spielte, ob ich fertig studiert hatte oder nicht. Aber mich würde es in meinem Bestreben weiterbringen, mich selbstständig zu machen.

Am Morgen fühlte ich mich wie gerädert. Es war, als läge ein großer Stein auf meiner Seele. Beinahe wünschte ich mir, Darren hätte die Broschüren nicht angefordert. So war ein Wunsch in mir geweckt worden, den ich mir wohl kaum erfüllen konnte.

»Du bist heute so still«, bemerkte Darren beim Frühstück. Eigentlich war alles wie immer, und doch fühlte es sich ganz anders an.

»Ich habe nicht gut geschlafen«, gab ich zurück.

»Du grübelst wegen des Studiums.«

»Mir ist in den Sinn gekommen, bei Madame anzufragen«, antwortete ich.

Darrens Kaffeetasse stockte auf halbem Weg. »Bei Helena Rubinstein?«

»Ich bin ihr nach der Beerdigung von Miss Marbury begeg-

net. Sie sagte, dass sie sich freuen würde. Sie bot mir sogar eine Anstellung in Rom an.«

Darren blickte mich überrascht an. »Rom? Nun ja, damals warst du bei ihrer großen Konkurrentin. Es liegt sicher schon einige Zeit zurück, nicht wahr?«

»Ja. Die Stelle in Rom wird nicht mehr frei sein, aber vielleicht könnte ich ins Labor.«

Er griff über den Tisch nach meiner Hand. »Willst du das wirklich? Nach allem, was du erzählt hast, war es dort auch nicht immer leicht.«

Ich nickte.

»Und wie war das noch mal mit dieser Heiratsklausel?« Ich hatte Darren davon erzählt, dass Madame von mir verlangt hatte, für zehn Jahre unverheiratet zu bleiben.

»Nun, dann stelle ich mich bei ihr vor, sobald wir verheiratet sind. Noch einmal lasse ich mir solch eine Bedingung nicht aufzwingen.«

Darren atmete tief durch. »Überlege es dir bitte gut, ob du dich wieder in die Höhle dieser Löwin begibst. Sie wird sich nicht geändert haben. Und möglicherweise spannt sie dich dermaßen ein, dass du gar nicht die Zeit fürs Studium hast.«

»Das werde ich zu verhindern wissen«, gab ich zurück. »Ich werde ihr klipp und klar sagen, was ich möchte.«

»Denk dran, dass es Madame ist. Sie stimmt nur Dingen zu, von denen sie auch einen Nutzen hat. Du müsstest ihr schon Informationen über Arden liefern, damit sie interessiert ist. Oder sehe ich das falsch?«

»Madame hasst Illoyalität«, erwiderte ich. »Wenn ich es auf diese Weise versuche, werde ich mein Ansehen bei ihr verspielen. Sie mag vielleicht Dinge über Miss Arden wissen wollen, aber ich bin sicher, dass sie Spione verabscheut. Außerdem ist es nicht meine Art. Auch bei Miss Arden wollte